

# JONNY SPIELT AUF

*Einst ein Skandal, heute ein schaler Aufguß*

**Ziemlich abgespielt - oder:**

**Ein „Fiddler On The Roof“ ist er nicht**

Kreneks „Jonny spielt auf“ war 1927 ein Sensationserfolg beim Publikum und ein Skandal in den Augen der

Nationalsozialisten. Beides scheint angesichts der Staatsopern-

Wiederaufführung völlig unverständlich.

Einer „frechen negerisch-jüdischen

Besudelung“ war die Wiener Staatsoper in den Augen der Nationalsozialisten Ende

der zwanziger Jahre durch Ernst Kreneks

„Jonny spielt auf“ ausgesetzt. Womit

diese, wie Marcel Prawy schon richtig

festgestellt hat, bewiesen hatten, daß sie

„Othello“ nicht kannten, aber auch über Ernst Krenek falsch informiert waren.

Erreicht haben die braunen Demonstranten damit, daß die Oper ein

Dreivierteljahrhundert später, am 16.

Dezember 2002, noch einmal im Haus am Ring zur Premiere kam. Die

zeitgeschichtliche Dimension, die "Jonny

spielt auf" durch den Kulturterror Ende

der zwanziger Jahre zugewachsen ist,

bleibt nämlich seine einzige. Das Werk

selbst ist textlich wie musikalisch von

erschreckender Substanzlosigkeit.

Was die Menschen in der Spielzeit

1927/28, lassen wir die Intentionen der

wahrhaftig nicht an der Sache orientierten

Krawallmacher beiseite, an Kreneks Stück

interessiert haben mag, ist heute nur noch

zu ahnen. Wahrscheinlich fand man es todschick, daß auf den hehren Brettern, die die Opernwelt bedeuten, plötzlich Modetänze und Tingeltangel-Elemente Einzug hielten, daß Musiktheater-Größen von Wagner- und Verdiformat einmal einen Foxtrott aufs Parkett zu legen hatten. Aber mehr als diesen sanften Kick hat „Jonny spielt auf“ nicht parat. Einwegkitzel, wenn man so will, denn einen Grund, sich das Stück ein zweites Mal anzuschauen gibt es nicht. Das beweist die von Andreas Reinhardt und Falk Bauer gelackt dekorierte Staatsoper-Wiederaufführung schlagend. Immerhin steht Musikchef Seiji Ozawa am Pult und versucht, aus den Philharmonikern und dem Ensemble aus beliebten und guten

Sängern das Höchstmaß an detailverliebter, rhythmisch wie expressiv differenzierter Gestaltung herauszumodellieren.

Trotzdem bleibt der Eindruck, daß Krenek hier nur einem der Sänger, dem europäischen Komponisten Max, eine anspruchsvolle Rolle komponiert hat, so anspruchsvoll, daß Torsten Kerl immer wieder Gefahr läuft, sich an den in extreme Höhen geschraubten Koloraturen zu verschlucken, weil ihm die Stimme in den Hals zu rutschen droht.

Die übrigen müssen die vom Komponisten selbst mühsam gedrechselte Handlung in endlos scheinenden, völlig unmelodiösen Rezitativen abwickeln, ohne viel Chancen auf raffinierte Charakterisierung mittels

vokaler Selbstdarstellung. Weder gibt es ein freches Solo für das neckische Kammerkätzchen Ildiko Raimondis, noch eine ausgiebige Arie, mit der sich die berühmte Sängerin Anita (Nancy Gustafson) in Primadonnen-Positur werfen könnte.

Statt dessen muß sie sich von Gnaden des Regisseurs Günter Krämer wie eine Nymphomanin auf alle erreichbaren Männer stürzen. Mehr und andere als solch zotige Aktion ist dem Inszenator nicht eingefallen. Dort, wo es von Krenek notdürftig arrangierte szenische Konflikte geben könnte, läßt Krämer die Sängerriege in Reih und Glied, mit Klavierauszügen in der Hand, an die Rampe treten.

Oder er verlegt die Handlung kurz in den Zuschauerraum, wo dann taschenlampenbewehrte Polizisten Besuchern mit Parkett-Ticket in die Augen leuchten und die Damen angeregt, Bo Skovhus beim Umkleiden zuschauen dürfen - tatsächlich das Aufregendste, mit dem der Titelheld an diesem Abend „aufspielen“ darf, denn Krenek schenkte auch seinem Jonny nur eine einzige halbwegs sangbare Nummer.

Im übrigen ist der „Neger Jonny“ ein übles Subjekt, das einem bläßlich-eitlen Violinvirtuosen (Peter Weber) die Geige stiehlt und auch sonst eine politisch reichlich inkorrekte Figur abgeben muß. Von der Konfrontation zwischen der Kultur der Alten Welt und der Zivilisation

aus Amerika erzählen im Falle dieser Oper nur die Krenek-Exegeten. Der Zuschauer wartet auf die versprochenen zündenden Jazztänze. Die werden vom glitzerrot verkleideten Bühnenorchester etwas biedermeierlich absolviert, sind aber dermaßen spärlich in die sonst öde Komposition eingestreut, daß sie das musikalische Kraut nicht fett machen.

Im Gegenteil: Kreneks Versuche, in einem freien tonalen Raum traditionelle Formen neu zu beleben und mit modischen Unterhaltungsklängen zu vermengen, scheitert vor allem an der harmonischen Inkonsistenz seines Tonsatzes.

Da schweben die ohnehin nicht berauschend originellen melodischen Einfälle in einem allzu freizügig

arrangierten tonalen Terrain recht ungestützt herum.

Sie stürzen ab wie die Bewegungsarrangements der Staatsoper-Neuinszenierung, denen jeder Elan, jede Brisanz abgeht. Angeblich gibt es eine Choreographie von Renato Zanella. Doch beschränkt sich diese auf müdes Beinauf-Beinab einiger Revue-Girls. Die defilieren zwar, damit die Herren im Parterre auf ihre Rechnung kommen, auch einmal durchs Auditorium.

Auf der Bühne aber lahmt die Angelegenheit, die nur durch eine freche, dreist die Dramaturgie Kreneks überfahrende Bewegungs-Show überhaupt zu retten wäre. Und erstirbt in tödlicher Langeweile. Bezeichnend, daß man die



Pause nicht dort beläßt, wo der Komponist sie vorgesehen und ein halbwegs applausanregendes Finale geschrieben hat, sondern eine Szene später, wo Komponist Max ermattet auf seinem Flügel liegt und einschläft. Wie mancher Wiener Opernfreund in seinem roten Sesselchen an diesem Abend.

**mehr**

Sinkothek

Beckmessers Diarium

Operamania

Interpreten